

Leseprobe aus:

Astrid Fritz

Die Himmelsbraut



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Astrid Fritz

Die Himmelsbraut

Historischer Roman

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, März 2014
Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Karte © Peter Palm, Berlin
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt
(Abbildung: Jeff Cottenden)
Satz Adobe Garamond PostScript (InDesign) bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25810 7

TEIL I

Abschiede

I

*Gutshof der Ritter von Holderstein,
am Tage vor Ostern des Jahres 1520*

«Lena?»

Antonia ließ das Messer sinken, mit dem sie den Berg von Wurzelgemüse in feine Scheiben schnitt. Seit zwei Tagen hockte sie nun schon fast ununterbrochen in dieser muffigen Küche, während draußen der Frühling Einzug hielt, und bereitete zusammen mit der alten Köchin, ihren beiden Schwestern und dem Küchenmädchen das Osterfestessen vor.

«Lena?», wiederholte sie. «Was ist mit dir?»

Im nächsten Augenblick stieß ihre Schwester einen seltsamen Laut aus und kippte rücklings von der Bank. Reglos lag sie auf dem Boden, die Arme ausgestreckt wie der Herr Jesus am Kreuz. Ihr alabasterfarbenes Gesicht schimmerte noch heller als sonst auf den dunkelroten Tonfliesen.

Mit einem Satz war Antonia bei ihr. Magdalenas Körper fühlte sich eiskalt an.

«Sie ist tot! Herr im Himmel, sie ist tot!»

«Unsinn.» Grit, die Köchin, beugte ihre alten Knochen zu dem reglosen Mädchen hinunter, mit nachdrücklichem Ächzen, und klopfte ihm mit der flachen Hand gegen die Wangen.

«Lena, komm zu dir. Nun mach schon.»

Endlich öffnete Magdalena die Augen und begann zu lächeln. «Ich hab den Herrn gesehen», murmelte sie, dann fielen ihr die Augen wieder zu.

«Wir bringen sie nach draußen, an die frische Luft», entschied Grit. «Los, helft mir.»

Zu viert schleppten sie Magdalena aus der Küche hinaus in den Hof. Dort setzten sie sie behutsam auf die sonnenbeschienene Holzbank. Kraftlos sank Magdalenas Oberkörper zur Seite. Als sie endlich wieder bei sich war, begann sie zu weinen.

Die Köchin verzog missbilligend die Mundwinkel.

«Das musste ja so kommen. Wie kann sie es nur so überreiben mit dem Fasten? Zum Glück hat das jetzt mit Ostern ein End'.»

«Ich hol den Vater», sagte Antonia.

«Tu das. Er soll ihr nur ordentlich den Kopf zurechtsetzen.»

Antonia rannte über den Hof und musste an sich halten, nicht im Laufschrift durch das Stalltor zu stürmen. Dort, im Halbdunkel, umstanden die Männer die junge Fuchsstute, die heute zum ersten Mal fohlen sollte. Noch war es nicht so weit, wie Antonia fachkundig erkannte. Schweißnass glänzte das Fell der Stute, über ihre Flanken glitt unablässig ein Zittern. Junker Kilian von Holderstein strich ihr beruhigend über die Nüstern, während Antonias Vater ihr die Schweifrübe in die Höhe hielt und in ihrer Spalte tastete. Neben ihm erkannte Antonia zu ihrer Freude Phillip, Kilians jüngeren Bruder. Jetzt hob er die Hand zum Gruß und lachte sie an.

«Vater, Ihr müsst kommen», stieß sie hervor, ohne Phillips Gruß zu erwidern. «Lena – sie ist umgefallen!»

«Übernimm du», wies Albrecht von Oberthann den Altknecht an und folgte Antonia hinüber zum Herrenhaus. Magdalena war mittlerweile wieder bei klarem Bewusstsein. Die Tränen liefen ihr noch immer über das Gesicht, während die Köchin versuchte, ihr einen Becher mit Gemüsebrühe einzufüllen.

Antonias Vater nahm ihr den Becher aus der Hand.

«Sie muss was Anständiges essen, Fasten hin oder her. Schlag ihr drei Eier mit Rotwein auf, danach kochst du einen Milchbrei.»

Grit nickte und verschwand im Haus.

«Und ihr beiden», wandte er sich an Antonia und deren älteste Schwester Katharina, «ihr solltet besser auf Magdalena achtgeben. Nicht dass sie heute wieder die ganze Osternacht durchwacht.»

«Mit Lena wird es immer schlimmer», sagte Antonia. Sie saß mit Phillip in dem aufgelassenen Steinbruch, der die erste Wärme der Frühlingssonne auf sie abstrahlte. Von hier, ihrem Lieblingsplatz, hatten sie einen freien Blick auf das Gestüt zu ihren Füßen und hinüber zu Burg Holderstein, die auf der anderen Seite des Tals über dem Dörfchen Unterthann und den benachbarten Weinbergen thronte. Inzwischen standen die Apfel- und Kirschbäume in voller Blüte, die Wiesen leuchteten in solch frischem Grün und Löwenzahngelb, als hätte ein Maler sie über Nacht mit neuer Farbe bestrichen. An klaren Tagen wie heute konnte man ungehindert über die Obstwiesen und Weingärten der Vorberge bis hinunter in die Rheinebene sehen, ja sogar bis zu den blauen Schatten der Vogesen. Anmutig und licht war die Landschaft hier, bevor sie, schon gleich hinter Holderstein, in den dunklen, unwirtlichen Bergwald übergang.

«Seit Fastnacht hat sie nur noch Brot und Wasser zu sich genommen», fuhr Antonia fort. «Hat nicht mal an den Sonntagen richtig essen wollen. Und nachts hat sie auf dem kalten Fußboden ihre Bußübungen gemacht, bis sie zu heulen anfing.»

Phillip verzog den Mund zu einem spöttischen Grinsen. «An Magdalena regnet's gern, weil sie weinte um den Herrn.»

«Sei still!»

Sie konnte diesen Spruch nicht mehr hören, den die Dorf-

kinder oft genug der Schwester hinterhergerufen hatten – sie selbst, zu ihrer Schande, nicht selten vorneweg.

Phillip zuckte die Schultern. Schweigend beobachteten sie die Jährlinge, die zwischen den Obstbäumen übermütig ihre Kräfte maßen. Bald würde man sie von der Herde der Mutterstuten trennen.

«Hast du gewusst», Phillip kickte ein Steinchen den Hang hinab, «dass euer Vater einen Bräutigam für sie gefunden hat?»

«Was? Wer soll das sein?»

«Der Sohn des Landschreibers von Oberkirch. Ich hab gehört, wie unsere Väter darüber gesprochen haben. Im Sommer sollen sich die beiden kennenlernen.»

«Lena und heiraten! Die ist doch mit der Kirche verheiratet.»

«Das hat sie von eurer Mutter. Kilian sagt, dass eure Mutter jeden Tag in die Kirche gegangen ist und jeden Sonntag zur Beichte.»

«Mag sein. Ich kann mich an meine Mutter gar nicht recht erinnern.»

Phillip stieß sie in die Seite. «Was ist eigentlich mit *dir*? Hast *du* schon einen zum Heiraten im Auge?»

Antonia sah ihn erstaunt an. Über solcherlei Dinge hatten sie noch nie gesprochen. Phillip lächelte ein wenig verlegen, und sie stellte fest, wie schmuck er heute aussah mit seinem sauberen blau-roten Gewand und dem frischgewaschenen hellbraunen Haar, das ihm in dichten Locken bis über die Schultern fiel. Sie selbst hatte noch keine Zeit gefunden, sich vor dem morgigen Osterfest zu baden oder zu kämmen, und konnte plötzlich den Küchendunst der letzten Tage an sich riechen.

«Wann musst du wieder in die Stadt?», lenkte sie von seiner Frage ab.

«Übermorgen. Leider.»

Sein Lächeln wich einem mürrischen Gesichtsausdruck.

Antonia wusste, wie schwer es ihm jedes Mal fiel, wieder nach Offenburg zu reiten. Seit gut drei Jahren besuchte er dort die Klosterschule der Franziskanerbrüder, und so groß seine Freude am Lernen war, so litt er doch unter dem Eingesperrtsein und dem streng geregelten Tagesablauf. Wenigstens durfte er die Sonntage zu Hause verbringen, sofern er nicht zu Messdienst und Chorgesang verpflichtet war.

«Es ist ja nur noch bis zum Sommer», tröstete sie mehr sich selbst als den Freund. «Und dann sind wir die ganze Erntezeit zusammen.»

«Ja – aber was kommt danach? Danach schickt Vater mich sonst wohin. Zu irgendeinem fremden Herrn, damit ich ganz standesgemäß das Waffenhandwerk und das höfische Leben kennenlerne.»

Antonia wollte gar nicht daran denken, in welche Gefahren er sich als Knappe begeben würde, wenn er seinem Herrn beim Turnier oder Kampf zur Seite stand.

«Wir müssen zurück. Ich will mich für die Osternachtmesse richten.»

«Aber bis zum Kirchgang ist doch noch Zeit.»

«Nicht wenn wir vorher am Stall vorbeigehen. Ich möchte gern sehen, ob das Fohlen schon da ist.»

«Na gut.» Er half ihr auf die Beine. Seine Hände waren warm und kräftig. «Lass uns wetten, ob es eine Stute oder ein Hengst wird. Ich sage: Hengst.»

Sie musste lachen. «Da bleibt mir ja nur noch die Stute. Um was wollen wir wetten?»

«Wer gewinnt, darf sich was wünschen.»

«Und was wünschst du dir?», fragte sie neugierig.

«Einen Kuss.»

Wenn Antonia behauptete, sie könne sich kaum noch an ihre Mutter erinnern, entsprach das nicht ganz der Wahrheit. Zwar war sie erst sechs Jahre alt gewesen, als ihre Mutter im Kindbett mitsamt dem Neugeborenen verstorben war, aber eines hatte sie tatsächlich noch heute vor Augen: wie die Mutter jeden Morgen in aller Frühe in Richtung Dorfkirche verschwand – mit Magdalena an der Hand, bei Eis und Schnee, bei Sturm oder strömendem Regen. Weder ihre älteste Schwester Katharina noch sie selbst hätte daran Gefallen gefunden, und Bernward, ihr Bruder, gleich gar nicht, der damals schon ein hoch aufgeschossener Junge von zwölf, dreizehn Jahren gewesen war. Magdalenas große hellblaue Augen indessen hatten jedes Mal zu strahlen begonnen, wenn die Mutter, mit engelsgleichem Gesicht, die Hand nach ihr ausgestreckt und gesagt hatte: «Komm, gehen wir zum lieben Gott.»

Zu jener Zeit musste es auch gewesen sein, dass Magdalena erstmals in diese seltsamen Zustände geriet. Das konnte bei Tisch geschehen, bei der Handarbeit oder sogar mitten im Gehen. Es sah aus, als würde sie die Luft anhalten, dann entspannten sich ihre Züge, der Blick ging ins Leere, und ihr Antlitz mit der hellen Haut, dem fein geschwungenen Mund und der geraden Nase unter der hohen Stirn schien wie verklärt von einem jenseitigen Licht. In diesen Momenten der Entrückung mochte man sie ansprechen oder berühren, wie man wollte – für die Welt war sie etliche Atemzüge lang nicht mehr erreichbar.

Antonia erinnerte sich noch genau, wie ihr Vater, ansonsten ein gutmütiger Mensch, einmal beim Sonntagsessen nach dem Kirchengang die Faust auf die Tischplatte hatte krachen lassen.

«Willst du uns zum Narren halten, oder was? Ich habe dich etwas gefragt und erwarte gefälligst eine Antwort.»

Magdalena war bei dem Faustschlag zusammengezuckt und hatte zu weinen begonnen.

«Es tut mir leid, Vater. Ich hatte Euch nicht gehört.»

Am Ende hatte Albrecht von Oberthann noch einen lautstarken Streit mit ihrer Mutter vom Zaun gebrochen, vor den Augen der Kinder und des Gesindes, und dabei seiner Frau vorgeworfen, sie mache das Kind mit ihrem Glaubenseifer noch völlig verrückt. Magdalena solle sich gleich ihren Schwestern in den Tugenden der Haushaltsführung üben und den Kirchgang auf die Sonn- und Feiertage beschränken. Ansonsten werde er sie, wenn das mit ihrer Schwarmgeisterei so weitergehe, in ein fremdes Frauenzimmer geben.

Doch Antonias Schwester ließ sich nicht beirren und trug fortan ihren vollen Namen Maria Magdalena wie eine Bestimmung. Was Antonia einigermassen lächerlich fand, schließlich hörte sie auf diesen Namen einzig und allein deswegen, weil sie am Magdalenenstag getauft worden war. Jedenfalls durfte sie künftig niemand mehr Lena nennen, außer Antonia.

Nach Mutters Tod, über den Magdalena von allen Geschwistern am wenigsten hinwegkam, hatte sie sich nur noch mehr in den Glauben vertieft. Sie ging weiterhin täglich zur Kirche, und an den Hochfesten verteilte sie an vorbeiziehende Bettler kleine Almosen vor dem Tor des Gestüts, ohne die alte Köchin oder den Vater um Erlaubnis zu bitten. Anstatt mit den anderen Kindern beim Blindekuhspiel, Fangen oder Verstecken herumzutoben, kauerte sie nach der Arbeit unter der Linde im Hof und erfand ihre eigenen Spiele. Aus Hölzchen und Steinchen wurden Eroberer und Glaubensstreiter, die den Sarazenen im Morgenland oder den Wilden in der neuen Welt Gottes Wort nahebrachten. Hin und wieder überredete sie Antonia dazu mitzumachen, wenn sie sich, mit einem Blumenkranz auf dem umschleierten Kopf, in eine Jungfer von hohem Geblüt verwandelte, die in fernen Ländern gegen böse Barbaren kämpfte und am Ende den Märtyrertod erlitt. Wobei